

ALEXANDRIA
WARWICK



Reich aus Eis und Schatten

Aus dem Englischen von
Anne-Marie Wachs und Simone Jakob

ars≡dition

**Unser Versprechen für
mehr Nachhaltigkeit**

www.arsedition.de/nachhaltigkeit

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Du möchtest noch
mehr von uns
kennenlernen?



Text Copyright © Alexandria Warwick 2024

Titel der Originalausgabe: *The North Wind*

Die Originalausgabe ist 2024 bei Simon & Schuster (Australia) Pty Limited Suite 19 a, Level 1, Building C, 450 Miller Street (PO Box 448), Cammeray, NSW 2062 erschienen.

© 2025 arsEdition GmbH, Friedrichstraße 9, D-80801 München

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Anne-Marie Wachs und Simone Jakob

Lektorat: Kanut Kirches

Covergestaltung: Grafisches Atelier arsEdition

unter Verwendung des Originalcovers von Story Wrappers LLC

Farbschnitt: Grafisches Atelier arsEdition unter Verwendung einer Illustration von Obsidian Fantasy Studio/shutterstock.com

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

ISBN 978-3-8458-6107-4

www.arsedition.de



Für die Liebenden und die Träumer

Liebe Leser:innen,

The North Wind – Reich aus Eis und Schatten ist ein fiktives Werk, doch es behandelt Inhalte, die potenziell triggernd wirken können. Deshalb findet ihr auf der letzten Seite eine Triggerwarnung.

Bitte passt gut auf euch auf. Falls ihr auf Probleme stoßt und/oder betroffen seid, bleibt damit bitte nicht allein. Wendet euch an eure Familie und Freund:innen oder sucht euch professionelle Hilfe.

Wir wünschen euch alles Gute und das bestmögliche Erlebnis beim Eintauchen in diese fantastische Geschichte.

Euer Team von arsEdition



Teil 1

Haus der
Dornen



Der Himmel verheißt nahendes Unheil.

Er ist vom blassesten Blassgrau, doch im Osten zeigt sich am Horizont ein roter Fleck – er zeugt von der aufgehenden Sonne. Der Fleck dehnt sich aus, färbt die Wolken ein und breitet sich weiter nach Westen aus. Im Dickicht schneebeladener Bäume zusammengekauert beobachte ich, wie der Tag erwacht, und die Furcht lässt mein Herz fast zerspringen. Der Himmel ist rot wie ein Blutbad.

Rot wie Rache.

Schon seit Tagen warte ich auf diesen Anblick. Es ist wie in den Geschichten: Zuerst die neu sprießenden Zapfen an der alten Zypresse auf dem Marktplatz. Drei Jahrzehnte hatte der Baum geschlafen, und sein erneutes Knospen versetzte die Stadtbewohner in helle Aufregung; die Frauen waren vollkommen aufgelöst, die Männer stoisch mit finster-resigniertem Blick. Die Knospen, dann die blutende Morgenröte. Jetzt gibt es wenig, was ich tun kann. Denn wenn das Himmelszeichen recht behält, erwartet Edgewood einen Besucher, und zwar bald.

Unter seiner weißen, eisigen Haut liegt das Land in bleiernem Schweigen da, der Schnee ist weich und frisch, da die Stürme so regelmäßig kommen wie das Ab- und Zunehmen des Mondes. Fürs Erste werde ich nicht daran denken, was geschehen könnte. Zuerst muss ich hier, in diesem unbesiedelten Streifen Waldland, inmitten

schwarzer Bäume und vermodernder Stämme, mit dem Bogen in der steifen, behandschuhten Hand meine Aufgabe erfüllen.

Ich spähe an einem in der Dämmerung daliegenden Baumstumpf vorbei und suche die Umgebung ab. Vor drei Tagen hat mich eine noch frische Wildfährte an diesen Ort geführt, der fünfzehn Meilen westlich von meinem Zuhause liegt. Doch ich habe den Elch noch nicht entdeckt.

»Wo steckst du?«, flüstere ich.

Ein beißender Wind schüttelt die nackten, an Fingerknochen erinnernden Äste. Auch wenn ich meinen oft geflickten Mantel enger um den Körper ziehe, dringt die Kälte durch das kleinste Loch. Die Verzweiflung hat mich tiefer ins Herz des Waldes getrieben, in die letzten Ausläufer der Zivilisation – nach Norden, wo der Fluss Les glänzt und wo sich niemand anzusiedeln wagt.

Plötzlich nehme ich eine Bewegung wahr. Gleich darauf sehe ich das hinkende Tier, es ist allein. Sein langsamer, mühsamer Gang wird offensichtlich durch seinen verletzten linken Vorderlauf verursacht. Bei dem Anblick wird mir übel. Das Leid des Tiers ist nicht sein Verschulden. Dafür ist nur der dunkle Gott verantwortlich, der hinter dem Schattenwall lauert.

Ich wage kaum zu atmen, während ich einen Pfeil aus dem Köcher ziehe. Eine nahtlose Bewegung, dann spanne ich den Bogen, meine Hand streift mein Kinn, die Sehne meine Nasenspitze, als zusätzlichen Orientierungspunkt. Der Elch scharrt im Schnee, sucht ein bisschen Grün, etwas, das Hoffnung ähnelt, das er jedoch nicht finden wird.

Doch ich bin nicht allein.

Bei einem tiefen Atemzug gelangen feine Spuren des Waldes in meine Lunge. Eis und Holz – und Brandgeruch. Es ist eine Warnung, und sie kommt von Norden.

Ich erstarre, meine Sinne sind hellwach. Angestrengt lausche ich nach ungewöhnlichen Geräuschen. In meinen Gliedern breitet sich Anspannung aus, doch ich zwingen mich, einen kühlen Kopf

zu bewahren, mich auf das zu besinnen, was ich weiß, und zwar Folgendes: Dieser Geruch ist schwach. Der Dunkelgänger ist weit genug entfernt, dass mir noch Zeit bleibt, aber ich muss mich beeilen.

Als ich mich wieder auf den Elch konzentriere, stelle ich fest, dass er jetzt weiter entfernt ist, womit es deutlich schwieriger wird, ihn ins Herz zu treffen. Ich kann nicht riskieren, mich näher heranzupirschen. Wenn das Tier die Flucht ergreift, werde ich es niemals erwischen, und ich habe nicht genug Vorräte, um mich noch weiter von zu Hause zu entfernen. Von zu Hause, wo unser Brot hart wie Zwieback geworden ist und vom Dörrfleisch nur noch dürrtige Reste übrig sind.

Also schieß nicht daneben.

Ich passe den Winkel meines Bogens an, richte den Pfeil ein paar Daumenbreit höher. Atme aus und – lasse ihn los.

Der Pfeil zischt durch die eisige Luft, bohrt sich tief ins warme Fleisch und in ein noch schlagendes Herz.

Heute werden meine Schwester und ich überleben, um dem nächsten Tag entgegenzusehen.

Die letzten Elche sind schon vor Jahrzehnten verschwunden, aber dieses Exemplar hat irgendwie seinen Weg in unser Reich zurückgefunden. Das arme Tier besteht aus kaum mehr als schlaffer Haut und krummen Knochen, und ich frage mich, wann es wohl zuletzt etwas gefressen hat. In den Graulanden gedeiht nur wenig.

Rasch mache ich mich daran, den Elch mit dem Messer, das ich immer bei mir trage, zu zerlegen, und stopfe so viele noch dampfende, vom Kadaver gelöste Fleischstücke wie möglich in meine Schultertasche. Das Tierfell ist blutdurchtränkt. Immer wieder blicke ich mich über die Schulter um und suche die Umgebung ab. Die rötliche Färbung des Himmels ist einem kühlen Blau gewichen.

Neben dem Kupfergestank hängt noch immer der Geruch eines Schmiedefeuers in der Luft. Ich greife tief in den offenen Kadaver, in die aufgeschnittene Bauchhöhle, trenne ein weiteres Stück Fleisch

heraus, packe es zu den anderen. Meine Arme sind von den Fingerspitzen bis zu den Ellbogen mit heißem Blut verschmiert.

Als ich gerade die Leber herauslöse, höre ich ein fernes Heulen, bei dem ich Gänsehaut bekomme. Ich beeile mich. Sobald die Bauchhöhle leer ist, konzentriere ich mich auf die Flanken des Tiers. An meiner Gürtelschlaufe baumelt ein kleiner Beutel mit Salz, doch es wird mich nur vor *einem* Dunkelgänger schützen, allenfalls vor zweien, wenn sie klein sind. Während das Heulen zu einem Brüllen wird, erstarrt mein Körper, und mein Herzschlag gerät ins Schlingern, wie auf dem Scheitelpunkt einer schwarzen Woge.

Mir bleibt keine Zeit mehr.

Mit einer geschmeidigen Bewegung ziehe ich schweißgebadet den schweren Mantel aus und anschließend meine blutbefleckten Handschuhe. Ich beiße die Zähne zusammen, während mich ein quälender Schauer überläuft. Es ist verflucht kalt, zu kalt. Eine tödliche Kälte. Ich nehme eine trockene Wolltunika, in die ich die Weinflasche in meiner Schultertasche eingewickelt hatte, und ziehe sie mir hastig über den Kopf. Bei den Göttern, ich bin nicht zwei Wochen durch diese trostlose Ödnis gezogen, nur um hier den Tod zu finden. Und wenn ich nicht mit dem Fleisch nach Hause zurückkehre, wird Elora ein ähnliches Schicksal ereilen.

Sobald ich mich meiner blutverschmierten Kleidung entledigt habe, stopfe ich alles unter den Kadaver und klettere dann auf den höchsten Baum, den ich finden kann. Die gefrorene Rinde beißt mir in die wunden Handflächen. Hoch, hoch hinauf auf den höchsten Ast, er ächzt unter meinem Gewicht. Meine Fingerknöchel knacken, als ich die Hände zu Fäusten balle und an meinem warmen Bauch reibe. Mein Magen knurrt.

Wenige Augenblicke später taumelt der Dunkelgänger ins Tal, doch er ist nur undeutlich zu erkennen. Schattenfetzen, tiefschwarze Schwaden vor blendendem Weiß. Er untersucht den erlegten Elch eine Weile, dann streift er in der Umgebung umher. Ein buckeli-

ger, gekrümmter Rücken, der schwebende, peitschende Schwanz. Ich presse die Kiefer aufeinander, damit ich nicht mit den Zähnen klappere.

Der Schattenwall – die Grenze, die die Graulande vom angrenzenden Totenreich trennt – soll die Dunkelgänger an ebenjenes Gebiet binden. Und doch erzählen die Leute in der Stadt von Löchern in der Barriere, von Rissen, durch die die Ungeheuer wieder ins Land der Lebenden gelangen können und Jagd auf die Seelen machen, von denen sie sich ernähren.

Der Dunkelgänger ist nicht im eigentlichen Sinne lebendig, doch er kann die kürzlich entwichene Seele des Elchs wittern. Ich hoffe inständig, dass dies ausreichen wird, um ihn von mir abzulenken. Eigentlich hätte aus dem Fell ein neuer Mantel für Elora werden sollen, auch wenn der Saum meines eigenen völlig zerrissen ist. Aber mir bleibt keine Zeit, das Tier zu häuten.

Schließlich macht sich das Untier davon. Eine ganze Weile lang warte ich mit angehaltenem Atem, bis die schneidend kalte Luft rein ist. Erst dann klettere ich vom Baum.

Vom Kadaver des Elchs steigt Dampf auf. Die Hälfte des Fleisches ist noch dran – Essen für zwei Monate. Sosehr es mich schmerzt, es zurückzulassen, kann ich es doch nicht riskieren, die Arbeit zu Ende zu bringen, denn der Dunkelgänger ist zu nahe. Ein Monatsvorrat wird reichen müssen, und mit etwas Umsicht können Elora und ich womöglich sogar noch länger damit auskommen. Vielleicht wird ein anderes halb verhungertes Tier auf die Überreste des Elchs stoßen.

Nachdem ich meinen Mantel und die Handschuhe übergestreift habe, lege ich mir die Schultertasche um und mache mich auf den fünfzehn Meilen langen Fußmarsch zurück nach Edgewood, stöhne unter der schweren Last. Nach drei Meilen habe ich kein Gefühl mehr in den Füßen, Gesicht und Hände sind wie taub. Der Wind lässt nicht nach, ganz egal, zu wie vielen Göttern ich bete. Sie müssen wissen, dass ich den Glauben verloren habe.

Ich brauche den ganzen Tag. Der Abend kommt und breitet ein dunkelviolettes Tuch über den Wald. Als nur noch zwei Meilen vor mir liegen, höre ich es. Das tiefe, klagende Dröhnen eines Widderhorns steigt aus dem Tal auf und lässt mein Herz gefährlich schnell schlagen. Der Himmel hat nahendes Unheil verkündet, und es hat sich bewahrheitet.

Der Nordwind kommt.



Vor langer Zeit waren die Graulande noch als die Grünlande bekannt. Vor dreihundert Jahren war dieser Flecken Erde voller Leben, mit üppigem Pflanzenwuchs, klarem Wasser, das über Felsen plätscherte, mit Elchfamilien und Rotwildrudeln und Singvögeln wie dem, nach dem ich benannt wurde. Hunger war damals unbekannt, denn an Nahrung herrschte kein Mangel. Den Städten ging es sehr gut, und der Wohlstand breitete sich auch in die umliegenden Ortschaften aus. Selbst die Flüsse waren zahlreich, sie flossen munter nach Süden ins Tiefland, und in ihnen wimmelte es von Süßwassermuscheln und Forellen, die man an den Ufern fing und verkaufte.

Der Wandel vollzog sich nicht von einem Tag auf den anderen. Er geschah nach und nach, wie das Abnehmen des Mondes, nach dem Wachstum ein Schwinden, ein Verblässen, bis das Licht fast gänzlich erloschen war. Über die Jahre verkürzten sich die Sommer, und die Winter wurden länger und härter. Der Himmel verdunkelte sich. Die Erde gefror steinhart. Die Sonne versank hinter dem Horizont, monatelang bekam man sie nicht mehr zu Gesicht.

Dann erschien wie von Geisterhand der Schattenwall. Niemand kannte seinen Ursprung, geschweige denn seinen Zweck. Und die Dunkelgänger, lebende Alpträume, tauchten auf. Wir schlugen sie in die Flucht, doch sie kamen in Scharen wieder, als würde sich die Dunkelheit zusammenrotten. Schließlich hüllte der Winter das

Land ein, und nicht einmal die Sonne konnte seine eisige Haut zum Tauen bringen.

Edgewood und die umliegenden Städte litten Hunger, denn das Getreide verkümmerte, die Flüsse froren zu, das Vieh kam um. In diesen düsteren Jahren entstanden Gerüchte. Ein Gott, so sagte man, lebe im Totenreich jenseits des Schattenwalls. Er nenne sich Boreas, der Nordwind. Er sei derjenige, auf dessen Geheiß der Schnee vom Himmel falle und der die Kälte herbeirufe. Alle, die in den Graulanden leben, kennen ihn als den Frostkönig.

Während das Zwielficht zu tiefem Schwarz wird, erreiche ich Edgewood. Eine niedrige Steinmauer, auf die Salz gehäuft wurde, umschließt das bescheidene Städtchen mit seinen Strohdächern und den eisigen Lehmbehausungen. Durch den Wald mögen zwar Dunkelgänger streifen, aber solange ich mich innerhalb des Schutzrings aus Salz befinde, bin ich in Sicherheit.

In der Stadt rührt sich nichts. Die Fensterläden wurden geschlossen, die Lampen gelöscht. Schatten kriechen in die Ritzen im Pflaster der holprigen Straße.

Als ich an einem der öffentlichen Salzeimer vorbeikomme, der an einem Pfahl hängt, fülle ich rasch meinen Vorrat auf. Schmale Trampelpfade winden sich durch den Schnee, der den geräumten Platz umgibt; der Boden ist grau und matschig, weil so viele Leute hier entlanggegangen sind. Als ich die Zypresse und ihre runden Zapfen sehe, gehe ich schneller über den nun menschenleeren Platz. Meiner Schwester und mir bleibt nicht viel Zeit zur Vorbereitung.

Unsere Hütte steht, geschützt von längst abgestorbenen Bäumen, auf einem kleinen Hügel. Ich eile hinein und schließe mit einem Fußtritt hinter mir die Tür. »Elora?«, rufe ich.

Die Wärme des Herdfeuers taut mein steif gefrorenes Gesicht auf. Die Holzdielen ächzen unter meinen Stiefeln, während ich Bogen und Köcher neben der Tür abstelle und durch die beengte Behausung gehe. Weil es in unserer Hütte nur drei Räume gibt, ist meine Suche schon nach weniger als zehn Herzschlägen vorbei.

Die Hütte ist leer.

Starr vor eisigem Schreck bleibe ich wie angewurzelt stehen. Der Frostkönig kann doch noch nicht gekommen sein. Es ist noch zu früh.

Ein weiteres Hornsignal warnt uns, dass der König die Grenze zu den Graulanden überquert hat. Der Schattenwall liegt selbst zu Pferd mehrere Wegstunden entfernt, und unsere Hütte ist am weitesten vom Zugang zur Stadt entfernt, bescheiden und leicht zu übersehen. Aber was, wenn ich mich irre? Wenn er Elora geholt hat, dann bleibt mir nichts mehr.

Ich gehe hastig in die Küche, stütze mich auf den wackligen dreibeinigen Tisch. Meine blutgetränkte Schultertasche fällt mit einem schmatzenden Geräusch zu Boden.

Wenn er Elora als sein Opfer erwählt hat, wann sind sie dann von hier aufgebrochen? Sie müssen sich auf den Weg nach Norden gemacht haben. Zu Fuß könnte ich sie noch einholen, außerdem gäbe es immer noch Miss Millies Pferd. Ich habe meinen Bogen. Fünf Pfeile im Köcher. *Kehle, Herz, Bauch*. Wenn ich alle verschieße, würde das reichen, um einen Gott zu töten?

Die Tür öffnet sich, und meine Schwester kommt herein, schüttelt sich den Schnee von der Filzkappe.

Ich bin so erleichtert, dass es mir die letzte Kraft raubt. Meine Knie werden weich, krachen auf die Dielen. »Du –« Ich verstumme. »Tu das nie wieder!«

Elora, die dabei ist, die Tür zu schließen, hält inne und legt vor Verwunderung das hübsche Gesicht in Falten. »Was soll ich nie wieder tun?«

»Verschwinden!«

»Sei nicht albern, Wren.« Sie schnieft, wischt sich Flocken von den Schultern. Ein langer, etwas zerzauster tannenzapfenbrauner Zopf hängt ihr bis auf den Rücken hinunter. »Das Feuerholz geht zur Neige. Und die Axt ist übrigens noch immer kaputt.«

Stimmt. Eine weitere Aufgabe auf meiner Liste. Das Werkzeug

braucht einen neuen Griff, doch um den anfertigen zu können, benötige ich eine funktionierende Axt. Elora würde natürlich nicht im Traum daran denken, sie selbst zu reparieren.

Ich seufze tief, erhebe mich und schaue zum Schrank. Auf Eloras missbilligenden Blick hin wende ich mich ab, auch wenn meine Kehle danach verlangt. »Versprich mir, dass du nie wieder verschwindest, ohne mir vorher Bescheid zu sagen.« Ich fange an, auf und ab zu gehen. Das mache ich öfter, es gibt mir das Gefühl, die Kontrolle zu haben. »Ich dachte, er hätte dich mitgenommen. Ich war schon drauf und dran, ein Pferd zu stehlen. Und ich habe überlegt, wie man einen Unsterblichen am besten umbringt.«

»Du übertreibst.«

Als wäre die Angst um meine Schwester bedeutungslos. »Nein. Ich bin ...« *Fuchsteufelswild* kommt mir in den Sinn. Laut Ma habe ich das Licht der Welt nicht friedlich erblickt. Nein, die Hebamme musste mich förmlich aus dem Mutterleib herausreißen, weil ich mich so sehr gegen die Geburt gesträubt hatte.

»... zielstrebig«, führe ich den Satz leichthin zu Ende und streiche mir eine Haarsträhne hinter das Ohr.

Elora runzelt die Stirn. Ich bin mir sicher, das hat sie sich bei mir abgeschaut. Doch auch wenn wir beinahe gleich aussehen, schlagen unsere Herzen nicht im selben Takt. Ihre dunklen Augen sind wie Leben spendende Kohlen. Meine blicken distanziert, misstrauisch, argwöhnisch. Eloras Haut ist von einem tiefen Umbrabraun und makellos; der Kontrast zu der wulstigen Narbe, die meine rechte Wange verunziert, könnte nicht größer sein. Eloras dunkles Haar ist vollkommen glatt, während meines sich zu meinem Ärger immer wieder wellt. Sie ist meine Zwillingsschwester und doch in jeder Hinsicht das Gegenteil von mir.

Wenn ich Elora ansehe, ist es, als würde ich in den Spiegel blicken – einen Spiegel, der mir den Menschen zeigt, der ich einmal war, bevor wir beide zu Waisen wurden. Und jetzt? Nun, ich hatte schon öfter Blut an den Händen, als ich zugeben möchte. Ich habe

Männer umgebracht, meinen Körper verkauft, wieder und wieder gestohlen, und das alles für ein wenig zu essen oder Wärme oder Geld, oder für die getrockneten Kräuter, die Elora so gern zum Kochen verwendet. So eine Kleinigkeit, und doch etwas Besonderes und Kostbares für sie.

Elora ahnt von alledem nichts. Sie ist zu sanftmütig für diese Welt, zu gut. Sie würde im Totenreich nie überleben.

»Wir können hier nicht bleiben«, sage ich. Fürs Packen werden wir nicht lange brauchen, denn wir besitzen ja kaum etwas.

»Was?« Sie weicht zurück. »Wann hast du das beschlossen?«

»Gerade eben.« Wir werden nach Süden, Westen, Osten gehen. Überallhin, nur nicht nach Norden, wo sich das Totenreich befindet.

Sie lächelt müde. »Natürlich.«

»Komm mit.« Ich drehe mich um und fasse sie an den schmalen Händen. »Wir gehen für immer von hier weg, beginnen woanders von vorn –«

»Wren.« Langsam löst Elora ihre Finger aus meinem Griff. Sie hatte von uns beiden immer den nüchterneren Blick auf die Dinge. »Du weißt, dass das nicht geht.«

Der Nordwind kommt alle paar Jahrzehnte hierher. Aus Gründen, die niemand kennt, wird eine Frau als Gefangene den Schattenwall durchqueren. Eine Frau stirbt, damit die anderen am Leben bleiben können. Außer Elora gibt es wenig in diesem Leben, das ich liebe, und ich frage mich, ob mir bald noch mehr Leid bevorsteht.

Vor einer Woche hat jede Frau zwischen achtzehn und fünfunddreißig Jahren ein Holzstäbchen gezogen, um diejenigen zu bestimmen, die man als Opfer anbieten wird. Sieben arme Seelen zogen die kurzen Hölzchen, darunter meine Schwester. Sollte sie versuchen, ihrem Schicksal zu entkommen, wird man sie zum Tode verurteilen. So lautet das Gesetz von Edgewood.

»Das ist mir egal«, zische ich, und Tränen brennen in meinen Augen. »Wenn er dich holt ...«

Ihr Blick wird sanft. »Das wird nicht geschehen.«

»Wenn du das glaubst, dann bist du eine Närrin.« Elora ist die schönste Frau in unserem Dorf. Jede zweite Woche hält ein Mann um die Hand meiner Schwester an. Aus mir unbekanntem Grund hat sie bisher kein Angebot angenommen. Die offenkundige Sorglosigkeit über die herannahende Bedrohung zeigt nur zu deutlich, wie unterschiedlich wir unsere Prioritäten setzen, und bekräftigt aufs Neue unsere über Jahre verfestigten Rollen.

Elora und ich waren gerade einmal fünfzehn, als wir, frisch verwaist, die ganze Last der Verlassenheit kennenlernten; vor uns lagen beängstigende Jahre wie ein endloser finsterner Pfad. Damals lernte ich, mit Pfeil und Bogen umzugehen. Und ich erlegte Dunkelgänger, damit Elora ruhig schlafen konnte. Dazu hatten mich meine Eltern schließlich erzogen: zur Wächterin, zur Beschützerin. Wieso sollte Elora sich Sorgen machen, wenn ich doch da war, um sie zu beschützen? Aber selbst ich kann mich nicht einem Gott entgegenstellen und dabei siegen.

Elora geht zu einer der Kisten an der Wand. Sie hebt den Deckel, sodass der kümmerliche Inhalt zum Vorschein kommt – Salzfleisch für zwei Tage, höchstens. Sie reicht mir einen Streifen. »Bitte iss etwas. Nach dem weiten Weg musst du doch Hunger haben.«

»Mir geht es nicht gut.«

»Dann setz dich hin. Vielleicht hilft das.«

Ich brauche keinen Stuhl. Die Strapazen sitzen mir so tief in den Knochen, dass ich sie nicht mehr abschütteln kann. Und so gehe ich zum Schrank, in dem der Wein steht, nehme mir eine Flasche und entkorke sie. Sobald das Getränk meine Zunge benetzt, löst sich der wütende Knoten in meinem Rücken und mein Kopf wird wieder klar. Noch zwei Schlucke, und ich werde ruhiger.

»Wren.«

Ich umfasse die Flasche fester, nehme noch einen Schluck, verziehe das Gesicht, als die säuerliche Flüssigkeit mir die Kehle hinunterrinnt. »Spar dir deine Missbilligung. Ich kann sie jetzt nicht gebrauchen.«

»Das ist nicht gesund.«

»Und einem rachsüchtigen Gott unsere Frauen zu opfern, ist auch nicht gesund«, schnaube ich. »Wir tun, was wir tun müssen.«

Sie seufzt, als ich an ihr vorbeigehe und den Wein in den Schrank zurückstelle. Ich ignoriere es. So läuft diese Unterhaltung jedes Mal ab. Elora bittet mich um Dinge, die ich ihr nicht gewähren kann. Sie verlangt zu viel von mir.

Ich greife in die Innentasche meines Mantels und ziehe ein zusammengefaltetes Wolltuch heraus. »Unterwegs bin ich bei einem Händler vorbeigekommen. Du hattest erwähnt, dass dein Schal abgetragen ist.«

Als sie das Geschenk sieht, hellt ihre Miene sich auf. Wir besitzen so wenig. »Was ist das?«, fragt sie entzückt, während sie den Schal entfaltet. Das eingestrickte Wellenmuster bildet ein großes Meer, auch wenn wir nie ein anderes Gewässer mit eigenen Augen gesehen haben als den zugefrorenen Les, den Fluss, der die Graulande vom Totenreich trennt.

»Der ist wunderschön«, ruft sie begeistert und wickelt sich den blauen Schal um den Hals. »Wie sehe ich aus?«

»Sehr hübsch.« Kann man meine Schwester noch anders beschreiben? »Hält er warm?«

»Ja, sehr.« Sie zupft ihn etwas zurecht, dann hält sie inne. »Und was ist das da?« Sie deutet auf das etwa handtellergroße Buch, das aus meiner Manteltasche lugt.

Ich erstarre. »Ach, das?« Ein unbefangenes, beiläufiges Lächeln. »Nichts.«

Elora zieht es aus meiner Tasche, schaut sich den Einband an. Das Buch ist so alt, dass die Seiten nur noch von wenigen Fäden zusammengehalten werden. »*Die Leidenschaft des Königs*. Ein Liebesroman?« Sie grinst. »Ich hätte nicht gedacht, dass du Liebesgeschichten magst.«

Mir steigt die Röte ins Gesicht. »Tu ich gar nicht, aber ich hab es zu einem guten Preis bekommen.« Das ist nur die halbe Wahrheit.